

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

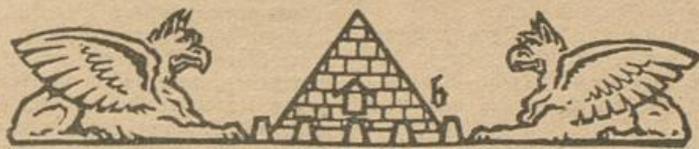
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

25.10.1931 (No. 43)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 43



25. Okt. 1931

## Adolf v. Grolman / „Italien und das deutsche Formgefühl“.

Die Zeichen der Zeit mögen eine noch so deutliche Sprache sprechen — man darf sie weder überhören, noch überschätzen. Zwar steht außer aller Frage, daß sich in unserer Gegenwart das künstlerische und ästhetische Interesse für Italien und für den Süden offenbar gemindert hat; auch es steht — wie fast alles — in einer „Krise“, wenn das vielmisbrauchte Wort einmal benützt werden darf; doch Krisen gehen vorbei, aus Krisen entwickelt sich Neues, Anderes . . . und nicht abzusehen ist, wie sich die deutsche Seele zum Problem des Südens dann verhalten wird, wenn sich die bedenklich hochgehenden Wasser dieser unserer gegenwärtigen Epoche einst verlaufen haben werden.

Man sollte dabei auseinanderhalten jene Dinge, die früher unterschiedslos beieinanderstanden, wozu heute die Grundlagen fehlen oder verwandelt sind: — die Neigung des Deutschen zum geographischen Süden als einer Ferne ganz besonderer Art — das Interesse für das italienische Volk, das dort wohnt und dessen Leben und Treiben zu Zeiten viel Entspannendes für Menschen aus dem gepreßten Norden hat — das ehemals dortiger Kunst, wie es sich besonders zeigt im römischen Barock, in etruskischer Frühkunst, in der Renaissance zu allen ihren Entwicklungsstufen vom frühen Siena und Florenz an bis hin zu Michelangelo. Diese drei Dinge konnten nie und nimmer etwa so beieinanderbleiben, wie zu den Zeiten der Gregorovius, Bachofen, Burckhardt: ihnen war „Italien“ ein großes Erlebnis, in vielem waren sie Goethenachfahren in südlichem Lande, aber schon mit Nietzsche ist diese Einseitigkeit durchaus fraglich geworden; Nietzsche liebt den Südländer gar nicht, ihm ist nur einiges aus Oberitalien „Landschaft“, römische Landschaft und römisches Klima beunruhigend, er ist lediglich an einigen Klippen am Tyrrhenischen Meer und in Venedig zu leben vermochte, bis er ins Hochgebirge zurückkehrte, ein Unstäter und Hastender, dem sich merkwürdigerweise gerade in Turin das Schicksal vollzog. Aber der Rembrandt-deutsche findet einen neuen Ton, gerade weil er in stärkster Weise sich auf seine innersten Ursprünge besann und diese niemals verriet: mit dem dadurch gesteigerten Feingefühl mußte er, daß Landschaft von heute und Kunst von ehemals zusammengehen können, er hatte kein Sehnen nach dem „Süden“ so ganz im allgemeinen, etwa wie Stifter oder Grillparzer. Der Krieg hat später hier, wie allenthalben, Verengerungen gebracht, die man auch ebenso gut Verfälschungen nennen kann; das Interesse für das italienische Volk verschwand — Italien immer in diesem Sinne gemeint — dahin, man entdeckte den Norden und den Osten, die Kunstwerke der Renaissance hatten nicht mehr den traditionellen Glanz, man schaute sich, von „Schönheit“ zu sprechen; der erschütterte Mensch in Deutschland überwand die Mode des Expressionismus, um zu sehen, wie stark nach Ausdruck ringend er jenseits dieser Mode wirklich war, man staunte die Kunstdenkmäler im eigenen Lande an, und am wenigsten dabei jene, die aus der sogenannten „deutschen Renaissance“ stammten. Mit stark verändertem Landschaftsgefühl, mit verwandelter Lebenshaltung (verwandelt in materieller Grundlage und vitaler Neuerung) mußte auch der ganze Süden an Werbekraft verlieren, insoweit er nicht Reise-

mode für Neu-Reiche war und blieb, oder Ziel heißersehnter Wanderungen junger Menschen, die sich nicht von neuen Schlagworten hatten blenden oder betören lassen.

In diesem Augenblick also, wo für viele „Italien“ im genannten Sinne fast fragwürdig geworden ist, in der Zeit der sogenannten „nordischen Bewegung“ also (um vom Politischen in diesem Zusammenhang ebenso zu schweigen wie von kirchlich-konfessionellen Angelegenheiten) — in diesem Augenblick also tritt der nun alt gewordene Heinrich Wölfflin mit einem neuen Buche auf den Plan, das in jeder Hinsicht Aufmerksamkeit verdient, ebenso, wie sein Autor auch große Aufmerksamkeit von Leser fordert. Für die Velteren unter uns hat der Titel: „Italien und das deutsche Formgefühl“ (Verlag Bruckmann, München 1931, 222 Seiten mit 92 Abbildungen, gebunden 15 Mk.), etwas Mahnendes; es ist mehr als eine wertvolle oder liebe Erinnerung, sondern wie ein Klopfen, noch ohne Vorwurf, aber immerhin mit dem leisen Beifang der Frage: soll und darf dieses große Erlebnis „Italien“ (immer im oben skizzierten Sinne gemeint) vernachlässigt oder gar vergessen werden? Für die Jüngeren unter uns hat der Titel etwas Fremdes; denn sie sehen in „Italien“ teils den ehemaligen Kriegsgegner, teils den fascio, teils die römische Kurie. Wölfflin verloren gegangen ist ihnen das große Ganze dabei, sie sehen nur noch das Stückwerk, die Trümmer eines großen Begriffes von ehemals. Von ehemals?

Um hier Klarheit zu schaffen, hat sich Wölfflin noch einmal aufgemacht, um mit einem Buche, das seine Vorzüge und Eigenheiten in starker Weise erkennen läßt, gerade den jungen Menschen in Deutschland zu warnen vor Einseitigkeit und vorschnellem Urteil, wie es jetzt allenthalben in Deutschland immer mehr gefährliche Gewohnheit geworden ist. Denn Wölfflin verbindet „Italien“ und das „deutsche Formgefühl“ durch ein sehr tiefgehendes „und“, . . . wobei er, das Deutsche und Nordische anlangend, von Dürer ausgeht und dem Dürergedenksjahr von 1928: Natürlich ist Dürer längst nicht in dem Maße Exponent deutschen Kunstwillens, wie Wölfflin das gerne möchte; er ist das ebenso wenig, wie Langeheims Rembrandt es war oder auch nur sein konnte; immer hat der Versuch, einen Menschen typenmäßig als Oberbegriff zu nehmen, etwas Mißliches an sich; zwar hat Wölfflin in vielen Einzelheiten Dürer an Zeitgenossen und anderem zu erweitern gesucht, doch ist bekannt, daß Wölfflins Art, zu sehen, völlig bestimmt ist von der Sicherheit und auch Einseitigkeit Jakob Burckhards, damit also nur noch bedingt der Mentalität und besonders der Visualität unseres Geschlechtes entsprechend. Wölfflin geht in diesem Buche auch ganz und gar nicht als „Kunsthistoriker“ vor, sondern sein Verhältnis zu den Denkmälern bildender Kunst ist das des Philologen (im höchsten Sinne des Wortes): er will feststellen, was da ist, und wie es wirkt, und ganz besonders will er — wie schon in den „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“ (von 1915) — sehen lehren; im Unterschied zu damals diesmal jedoch in einem sublimierteren Sinne, auch in einem weiteren Gesichtskreis, der bis zu den Dingen der Psychologie und des Volkstums der beiden Völker vordringt. Der

Beiden? Ja, eben das! Die kunstgeschichtlichen Grundbegriffe stellen den Leser vor die Tatsache eines künstlerisch bedeutamen Denkmals und Wölfflin weist dorthin, macht auf das Lineare und Plastische aufmerksam, zeigt die Geschlossenheit oder Zertrümmerung der Formen u. a. m. Jetzt kommt es darauf nicht mehr an, solche Sehensweise wird eigentlich vorausgesetzt, und dies mit Recht: denn trotz der vielen Gegnerschaft, die Wölfflins historische Theorien und Einseitigkeiten immer und je erführen, mit Recht erführen, ... sehen lehrte er, ein genialer Disziplin. Dadurch, daß Wölfflin ganz und gar auf die Anschauung zurückging, konnte er erfolgreich das Spintifizieren vor dem Kunstwerk (das eben nicht auf Anschauung beruht, sondern auf Grübeleien oder Geschwätz) tätig widerlegen; das Kunstwerk muß selbst beredt sein, und das kann es nur dann, wenn Ohren da sind, um zu hören, will sagen, wenn die Aufnahmefähigkeit des Betrachters immer weiß, was sie sieht; Wölfflins Mittel, der Vergleich, hat sich damals schon als wissenschaftlich wirksame Methode erwiesen, und heute, wo in diesem neuen Buche „Italien“ und „das deutsche Formgefühl“ einem kritischen Vergleich unterstellt werden, wird auch Wölfflins Gegner gern bekennen, was seinen Verehrern längst bekannt ist: daß mit der Schärfe des Vergleichens sich auch die Klarheit der gedanklichen Beurteilung des Einzelnen und des Ganzen in förderlicher Weise schärft; — etwas, was heutzutage selten wurde angesichts von Spitzfindigkeit und einseitigem Kalkül, der sich gegen den nichtsagenden Schwall der Worte und abgegriffenen Vokabeln und Schlagworte allenfalls stellt.

Man begreift, daß eine solche „Anschauungs“weise auf Werturteile leicht verzichten kann, um so mehr, als Bewerten ja das Gegenteil von Vergleichen ist; der Vergleich jedoch, den das deutsche Formgefühl aushalten muß, ist kritisch genug, und was als „Italien“ zum Vergleich steht, ist, äußerlich gesehen, die Renaissance, innerlich gewollt jedoch das Vergangene als solches. Wölfflins Werk ist ein Alterswerk, mit allen Vorzügen und Nachteilen eines solchen: Vorzüge sind seine Uebersicht, seine Kürze, seine wissende Erfahrung. Nachteile sind die etwas spürbare Einseitigkeit, das Fehlen der Jugend und ihrer Problematik, die debatteloje Selbstverständlichkeit, die ganz gewiß nicht jeder bloß angesichts der Altersworte gelten lassen darf.

So zerfällt das Werk in acht Kapitel, von denen etwa Gliederung und Ganzheit, die lässige Spannung, die Reifestauffassung genannt sein mögen. Wenn Wölfflin Klarheit nennt: „die Unterschiedenheit des Dasein“ und gleich zu Beginn (Seite 9) vom Südländer erkennt, „daß es Menschen gibt, die vollkommen im Sichtbaren sich auszupreden imstande sind“ ... — so hat er damit den festesten Anhaltspunkt für die kommenden Vergleiche von Kunstwerken, Künstlern und Menschen im Süden und im Norden gefunden. „Der Begriff Italien ist keine konstante Größe und der Begriff Deutschland ist es noch weniger, und dennoch gibt es etwas, was als durchgehendes, nationales Formgefühl bezeichnet werden kann. Wir haben uns allzu sehr daran gewöhnt, die Kunstgeschichte in einer Folge von in sich geschlossenen Stilen aufgehen zu lassen, wodurch sich die Vorstellung einschleichen konnte, als beginne mit jedem Stil wieder etwas ganz Neues“ (Seite 6); indem nun Wölfflin durchaus das Menschliche jenseits der Kunstübung im Norden und in Italien aufsucht, erhellt sich ihm an vielen Bildern und Einzelerörterungen der Hauptpunkt des Ganzen: „Bekennen wir es offen: es wird uns gemeint sind die Menschen des Nordens schwer, die absolute Harmonie der Italiener lange zu ertragen“ (Seite 107); und dann (Seite 114): „Mit einem Import italienischer Ware nach dem Norden wäre unserem Verlangen freilich nicht zu helfen. Das Vollkommene für uns muß aus dem Grunde des Unvollkommenen sich erheben haben und wir werden diese Schönheit immer nur als eine

werdende, nicht als eine fertige zu genießen imstande sein.“ Damit erhellt sich der große Vergleich an der Hand von Kunstwerken bis ins Letzte; bei aller Lebendigkeit ist die italienische Gebärde (das Wort im weitesten Sinne genommen) etwas, was sich leicht und mühelos verwirklicht; wir rechnen immer mit einem Widerstand, der überwunden werden muß, und deuten alles auf einen Willen, der sich durchsetzen möchte“ (Seite 143). Hier (Seite 163): „Das italienische Cinquecento hat einen Begriff des Grobmenschlichen geschaffen, der durchaus national bedingt ist und dem der Norden zunächst mit einem wesentlich anderen Ideal von Humanität antwortet“ (und dazu die feine Erkenntnis (Seite 173): „Der deutsche Individualismus verträgt sich mit viel Abhängigkeit.“) So kommt es schließlich (Seite 180) zu der wahrhaft endgültigen Formulierung: „Der Süden glaubt an das Vollkommene auf Erden, wir nicht.“

Es ist jetzt an der Zeit, Wölfflin selbst sagen zu lassen, was er mit seinem Buche will (Vorwort): „Die Beziehungen des Nordens zum Süden werden nicht geschichtlich, nach den einzelnen Künstlerpersönlichkeiten behandelt, sondern mehr systematisch, nach den allgemeinen formpsychologischen Voraussetzungen; das Buch soll helfen, die Begriffe zu gewinnen, die eine exakte geschichtliche Darstellung erst möglich machen.“ Das ist sehr wichtig, und das ist auch sehr modern, so unmodern das Eine oder Andere aus dem Inhalt des Werkes vielleicht anmuten kann; denn Grund und Ende der großen Krise aller geistigen Wissenschaften unserer Tage ist der Kampf um die klaren Begriffe. Man hat — zum Teil sogar gerade unter Berufung auf Wölfflin selbst — in neuen Kreisen sich daran gewöhnt, zu glauben, daß Vokabel und Schlagwort „Begriff“ sei oder doch ihn ersetzen könne; ein gefährliches Vermessen, folgenreich im Negativen deshalb, weil sich damit der ganze Untergrund für exakte Forschung verschob, in der Kunstwissenschaft, ganz besonders auch in der Literaturwissenschaft. Indem nun Wölfflin in diesem Buche an die Urgründe nordischen und südlichen Seins und Kunstschaffens fragend herantritt, und durch seine vergleichende Methode sich und den Leser unheimlich zwingt, den Begriff zu suchen und ihn zu ehren, ihn aber auch sich bewahren zu lassen, widerruft er gewissermaßen jenen Teil seiner „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe“, den man in einigen Kreisen dahin auszulegen geglaubt hatte, als könne Vokabel, die begriffsähnlich ist, den allein fruchtbaren Begriff selbst ersetzen; als sei es möglich, über Formprobleme im allgemeinen meditierend, Sein und Wirklichkeit des Vergangenen geradezu aufleuchten zu lassen. Und somit ergibt sich jenseits der Vordergrunde dieses so ernsten Buches etwas unheimlich Hintergründiges: der kritische Vergleich des Nordens und des Südens enthält gleichzeitig eine Revision jener Begriffspaare, die seit 16 Jahren in mannigfaltiger Variation in den Spuren Wölfflins mancherlei Bemerkung hervorgehoben hatten; indem nun der Deutsche in diesem Buche sehr kühl, aber sehr klar, auf seine Sphäre gewiesen wird, welche zu verlassen nur Ausnahmen unter ihm gestattet ist, — erhält unsere „Anschauungs“möglichkeit eine bedeutende Belebung.

Der nicht wissenschaftliche Leser jedoch sieht und merkt von diesen höchst verantwortungsvollen Dingen gar nichts; er bleibt unbefangenen angesichts eines Werkes, das mit so viel Ruhe und Besonnenheit die trennenden und verbindenden Schönheiten nordischen und südlichen Lebens und Kunstschaffens zeigt, und gewinnt dadurch eine Schärfung seines Blickes, — etwas, das dringend not tut angesichts der Zerfahrenheit modernen „Kunstschaffens“, das sich hilflos in Rästelraten und Rästelansätzen tummelt, insofern es nicht auf Lebenswert und Lebenswirklichkeit vor lauter „Sachlichkeit“ völlig verzichtet. Damit eilt Wölfflin den Dingen des Tages weit voraus, und wird auch hier erzieherisch wirken.

## Rolf Ley / Die badische Brigade im Feldzug gegen Rußland 1812

(Nach den Briefen und Aufzeichnungen des damaligen Capitains von Zech vom 1. Infanterie-Regiment Großherzog.)

### I.

Der 1807 auf dem Niemen zwischen Napoleon und dem Zaren Alexander geschlossene Freundschaftsbund sollte nicht von allzu langer Dauer sein. Die erste Prüfung verursachte die Weigerung Rußlands, sich an der von Napoleon gegen England verhängten Kontinentalsperre zu beteiligen, und bald verfinsterten schwere Gewitterwolken den politischen Horizont. Die endgültige kriegerische Auseinandersetzung zwischen den beiden größten europäischen Festlandsmächten konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen, und auf beiden Seiten wurde fieberhaft gerüstet.

Alle Verbündeten und Vasallenstaaten Napoleons trugen ihr Teil zur Aufstellung der Großen Armee bei. Auch das Großherzogtum Baden mußte über 7000 Mann auf die Beine bringen, deren Führung dem Generalmajor Graf Wilhelm von Hochberg übertragen wurde. Trotz seiner Jugend, er hatte eben erst sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet, befaß der Sohn Karl Friedrichs, der sich bereits im Feldzug 1809 ausgezeichnet hatte, das volle Vertrauen seiner Truppe, das er dann auch im Verlaufe des Feldzuges, glänzend gerechtfertigt hat.

Schon Ende Mai 1811 war das 2. Infanterie-Regiment, die nachmaligen Leibgrenadiere, aus seiner Garnison Mannheim über Magdeburg und Stettin nach Danzig abgegangen. Im Februar 1812 rief sodann überraschend der Befehl des Kaisers auch den Rest des badischen Kontingentes nach Norddeutschland. Am Donnerstag abend gegen 10 Uhr hörte man zum ersten Male etwas von einem Abmarsch. Oberstleutnant v. Grossmann meinte, ich sollte mich gleich an das Regimentscommando adressieren und mein Heiratsgesuch eingeben, denn wir würden höchstens noch bis zum 16. hierbleiben. Selbigen Tages überreichte ich es Oberst v. Francken, der es am Freitag dem Großherzog vorlegte. Dieser ließ mir anderen Tages sagen, daß er nichts dagegen habe, man solle nur um die richtige Stellung der Caution besorgt sein. Am 13. kam dann der Befehl zum Abmarsch am 16. Meine Trauung, die auf Samstag festgesetzt war, wurde nun für Freitag bestimmt. Das Regiment war noch bey weitem nicht marschfähig, und die Compagnien weder mit Schuhen, Pantalons und einer Menge sonstiger Feldrequisiten versehen. So gab es viel zu tun. Die

Ueberrahme der Compagnierechnungen, welche in Unordnung waren, die Abrechnung mit den Handwerksteuten, die für die Compagnie gearbeitet hatten, alles kam zusammen. Den ganzen Tag mußten die Compagniecommandanten im Zeughaus seyn, um Munition, Requisitionen ect. zu empfangen. Ich stahl mich um 5 Uhr fort, weil für diese Stunde die Trauung festgesetzt war. Die Verbindung fand im Hause statt und mit Rücksicht auf den fatalen Zeitpunkt ganz in der Stille. Wie schmerzlich war es mir, meine lieben Eltern in diesem wichtigen Augenblick vermissen zu müssen, aber leider gab es ja keine Möglichkeit, diesen Wunsch zu realisieren. Den ganzen Samstag gingen die Scherereien weiter, und am Sonntag früh marschirten wir ab. Es war ein trauriger Weg von der Caserne zum Durlacher Thor hinaus, und er trennte uns von allem, was uns lieb und theuer war."

Ueber Heidelberg kam das Regiment am 19. nach Darmstadt. In Darmstadt hat man uns alle Ehre angetan, die man durch-marschirendem Militär erweisen kann. Der Großherzog kam selbst auf die Straße hinunter, um uns vor sich defilieren zu lassen, unterhielt sich einige Zeit mit den Officieren und hat sodann die Staatsofficiere und Capitains zur Tafel. Wir mußten auf sein Verlangen gerade von dem Eintrüden ins Schloß zur Cour kommen, wo unsere mit Roth überzogenen Stiefel und Pantalons einen artigen Contrast mit den gepußten Damens und Herren machten. Zwei peinliche Stunden mußten wir in der Cour stehen, was unseren müden Füßen schlecht bekam. Am Abend war Frey-theater für das Regiment, ich sah noch die letzten Szenen von der Vestalin, die vortrefflich gegeben wurde. Besonders das Orchester war hervorragend. Zum Soupée waren wir zum Erbgroßherzog gebeten. Ueber Frankfurt kam man nach Kassel, der Residenz Jérômes, des neugeborenen Westfalenkönigs. Hier glaubt man unter lauter Franzosen zu seyn. Alle Straßen sind französisch benannt, und an vielen Häusern findet man auf einem prächtigen Schilde das königliche Wappen mit der französischen Annonce, daß hier eine privilegierte Modehändlerin, Damenschneiderin oder sonst etwas aus Paris wohne. Ich besuchte eine Frau v. Wilsleben, die Verwandte in Carlsruhe hat. Sie ließ mich eine Viertelstunde neben sich auf dem Canapé sitzen, nachdem ich, wie es sich gehört, ebenso lange im Vorzimmer gewartet hatte. Dabey fragte sie mich ob man am Carlsruher Hof auch französisch spräche."

Am 4. März erhielt das Regiment in Großlöthen den Befehl, anstatt nach Magdeburg nach Rostock zu marschieren. Diese Aenderung bedeutete für die Truppe einen mehrwöchentlichen Verzicht auf Nachrichten aus der Heimat, da von dort alle Briefe natürlich nach dem ursprünglich aufgestellten Marschplan abgeschickt waren. Auf der anderen Seite schien es auch ein Gewinn zu sein. Nunmehr gehört unsere Colonne zu dem Armée Corps des Marschall Davout. Er sorgt sehr für seine Untergebenen und ist im Großen Hauptquartier am besten gelitten. Der Ruhetag in Parchim wurde durch einen Ball verherrlicht, den das Officiercorps den sogenannten Parchimer Schönen gab. Da ich auch daran zahlen mußte, ging ich hin, hatte aber wenig Lust zum Tanzen. Eine Frau v. Sulkow war die Königin des Balles, um die alle Courtsüchtigen herumstrichen. Ihr Mann, ein ehemaliger preussischer Officier, hatte aus alter Bekanntschaft gleich Oberst Brandt ins Quartier genommen, der denn auch eigentlich der Frau zu Liebe unseren Maitre de plaisir, Capitain v. Müdi, veranlaßte, den Ball zu arrangieren. Die beau Monde hatte zwar ganz artige Gesichter, lebt aber auf sehr großen Füßen und ist etwas plump gewachsen. Der Anzug der Landpomeranerinnen war meistens schlecht, er hat sich hier im Norden sehr zu seinem Nachtheil geändert. Die armen Dingerchen waren so geschnürt, daß ihnen der Angschweiß über das Gesicht lief. Ueberhaupt war das Local eben nichts weniger als brillant. Die türkische Trommel machte gleich Anfangs ein halbes Duzend Fenster-scheiben herausschallen. Als ich um 9 Uhr nach Hause ging, trom-pierte ein Dämchen in dem Cotillon drei unserer Officiere und tanzte sodann mit einem Civilisten. Das sahen manche der Offi-ciers für eine Unhöflichkeit an, da sie doch den Ball gegeben hatten, und fast die Hälfte ging weg. Die Uebrigen aber tanzten bis gegen 2 Uhr."

Am folgenden Tage wurde der Marsch nach Stralsund fort-gesetzt. Die Gegend hier hat viel gelitten, und man wird von den Leuten mit sehr mißvergnügten Gesichtern aufgenommen. Seit 7 Jahren von beständiger Einquartierung ausgehungert zu werden, ist wahrlich ein recht trauriges Gefühl. Besonders, wenn man hierzu noch selber helfen muß. Aber in fast jedem Quartier muß man erst dasjenige mit Strenge herbeibringen lassen, was zum Lebensunterhalt unbedingt erforderlich ist. Am 19. März sind wir unter unaufhörlichem Schneegestöber in Niebütz an-gekommen. Ich wohnte bei einem 60jährigen Klosterfräulein. 12 solcher alter Müßiggängerinnen sind dort in dem Kloster-gebäude, die alle zu ihrem größten Jammer Einquartierung er-halten haben."

Fast zwei Monate lag das Regiment nun in Mecklenburg und Pommern, einer ihm nicht ganz unbekanntem Gegend, hatte es doch bereits im August 1807 hier die Belagerung von Stralsund mitgemacht. Sehr glücklich fühlten sich die guten Badener aber gerade nicht. Ich beneide Euch in Carlsruhe um Euer schönes Frühjahr. Hier in Greifswald ist es heute, am 10. April, noch so rauh, daß alle Morgen die Fenster gefroren sind, und dicker Schnee den Boden bedeckt. Möven und Raben krächzen einem den ganzen

Tag die Ohren voll. Das sind die Herrlichkeiten eines pommerschen Frühjahrs. Die Menschen sind ganz unumgänglich, und wir kommen nie mit ihnen zusammen. Seit 8 Tagen habe ich meine Hausleute nicht gesehen, obichon unsere Zimmerthüren vis à vis sind. Gestern war es mal erträglich, und ich habe mit einem Duzend meiner Cameraden eine Parthie nach der Wick gemacht, von wo man eine herrliche Aussicht nach der Ostsee und der Insel Rügen hat. Tags über wird exerziert, revidiert, nach der Scheibe geschossen, geschild ect., wobei die Zeit schnell genug herumgeht. Langt es zu, so gebe ich meinen Leuten noch ein bißchen Unter-richt im Felddienst. Abends sitzt meist alles beisammen und würfelt, wobei ich meist Zuschauer bin. Ich danke dem lieben Gott, daß ich Bücher mitgenommen habe, es ist ein wahrer Genuß, die müßigen Stunden anders als mit Würfeln und Carten aus-füllen zu können. Darüber fällt mir ein, daß der Museums-beitrag noch nicht angefordert wurde, er beträgt 5 Gulden 30. Dem einäugigen Bedienten kannst Du auch 30 Groschen geben, er hat mir auch die Bücher besorgt. Wenn Du mir künftig schreibst, so mache die Adresse französisch, weil alle Briefe für Soldaten, sobald sie in die Nähe der Armée kommen, von französischen Posten übernommen werden. Wenn sie dann in anderer Sprache ge-schrieben sind, werfen sie sie weg oder lassen sie liegen. Auf der Adresse muß noch beygefügt werden: „Corps d'Armée de S.A. le Prince d'Eggenmühl, Division du Général Daendels, Brigade badoise."

Ab und zu gab es aber doch kleine angenehme Abwechslungen. Am 22. reute ich mit Oberst Brandt auf ein Landgut drei Stunden von hier zu einem alten ehrlichen Pächter, bey dem ich einmal vor 5 Jahren im Quartier war. Er hat mich, weil sich meine Leute so gut betrugten, so in Affection genommen, daß er mir keine Ruhe ließ. Ich habe ihn gestern zum Mittag inwittet und damit eine Wurst nach der Speckseite geworfen. Ein paar Tage später wurde des Bataillon plötzlich nach Rügen verlegt. Unsere Ueberfahrt hierher bey Stahlbrode war sehr beschwerlich, weil uns ein sehr starker Wind entgegenstand. Man mußte die ganze Mannschaft gegen 300 Schritt weit auf Leiterwagen in die See hineinfahren und dann erst in kleinen Booten an die Segel-schiffe führen. Fast jeden Tag Schnee, und zu meinem größten Leidwesen das ewige Fischessen. Nur eine Woche dauerte der Aufenthalt der Truppe auf Rügen, dann kam sie nach Peene-münde auf Usedom. Fast einen Monat lag man da als Krüsten-schutz gegen die englische Flotte. Gottlob, morgen, am 4. Juni, marschiere ich mit der Compagnie nach Swinemünde, und von da soll es nach Danzig gehen. Jetzt erst fängt es hier an, grün zu werden, und seit 8 Tagen brauchen wir nicht mehr zu heizen. Eine elende Fischerinsel. Seit 4 Wochen habe ich ohne Ausnahme dieselbe Suppe bekommen. Die Engländer haben uns die ganze Zeit nicht belästigt."

Während die Große Armee über den Niemen auf Smolensk vorrückte, lagen die badischen Regimenter in den Festungen der Oder- und Weichselmündung im Verbands des 9. französischen Armee-corps. Französisch war an diesem Truppenteile aber nur Name und Führung. Seine drei Infanterie-Divisionen und die Kavallerie-Division bestanden, abgesehen von drei polnischen Infanterie-Regimentern, fast nur aus deutschen Landeskindern aller Gauen. Die Armeeeinteilung führte auf:

1. (26. in der Armée) Infanterie-Division.  
Général Daendels.  
1. Badische Brigade.  
Général, Graf Wilhelm von Hochberg.  
Erstes Infanterie-Regiment 2 Bataillons.  
Zweites Infanterie-Regiment 2 Bataillons.  
Drittes Infanterie-Regiment 2 Bataillons.  
Leichte Infanterie, 1 Bataillon.  
4 Piecen reitende Artillerie.  
4 Piecen Fuß-Artillerie.

Ein Bataillon des zweiten Regiments und zwei Piecen Artillerie mit 1 Officier und der dazugehörigen Bedienung und Train waren von der Brigade detachiert und dem kaiserlichen Hauptquartier zugetheilt."

Die Bataillone zählten je ein Grenadier-, 1 Voltigeur- und vier Füsiliercompagnien. Die zweite Brigade der Division bestand aus neuformierten bergischen Regimentern, in den beiden anderen Divisionen standen Polen, Sachsen, Hanseaten und Holländer. Der badische Oberst von La Roche führte die 31. Ka-valleriebrigade, der außer den badischen Husaren ein sächsisches Dragonerregiment angehörte. Die Gesamtstärke des Corps mochte bei seiner Aufstellung etwa 28000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 1000 Mann Artillerie betragen haben. Die Gefechts-kraft der einzelnen Formationen war aber sehr ungleich. Die badische Brigade bestand durchgehend aus Regimentern, welche schon durch die Feldzüge 1806 und 07 mit dem Kriege vertraut waren und besonders in letzterem mit Auszeichnung gekämpft hatten. Die polnischen Truppen hatten in Spanien gestanden und sich beim Durchmarsch durch ihr Vaterland wieder ergänzt und ausgerüstet. Auch sie gehörten unter die kriegsgewohntesten Truppen des Armée Corps. Die Artillerie war durchgehend in bestem Stande und legte bey den vorkommenden Gelegenheiten die Beweise ihrer Vorzüglichkeit ab. Dagegen bestanden die übrigen Regimentern zum größten Teil aus gänzlich unerfahrenen Rekruten. Dazu kam noch ein ungewöhnlich großer Abgang durch

Krankheiten. Besonders bey der 26. Division war dieses durch die übeln Folgen eines vierwöchentlichen Festungsdienstes in Danzig der Fall. Die ohnehin der Gesundheit ungünstige Luft dieser Stadt wurde es noch in weit höherem Grade durch den so häufigen und schnellen Wechsel der Witterung, welcher im Monat July Statt fand. Die Nahrungsmittel waren der Mannschaft dabey in so geringer Qualität und Quantität zugemessen, daß sie zur Sättigung nicht hinreichen konnten. Ein übermäßig angestrebter Dienst, verbunden mit Arbeiten an den Festungswerken, welche zum Theil im Wasser verrichtet werden mußten, hatte nicht minder schädliche Folgen. Die Division ließ bey ihrem Abmarsch von Danzig eine sehr beträchtliche Menge von Kranken daselbst zurück und nahm eine nicht minder große Anzahl mit sich, welche den Krankheitskeim in sich trugen. Zwar versuchte man, die Halbkranken zu Schiff diesem ungesunden Auenhals zu entziehen, aber schon in Elbing mußten sie aus Mangel an geeigneten Transportschiffen zurückgelassen werden. Bei der Ankunft am Niemen waren die Truppen etwa um ein Sechstel ihrer anfänglichen Stärke vermindert."

Am 2. August rückte das Regiment in Königsberg ein, am 9. bezogen wir Cantonnements um Tilsit, und den 12. gingen wir durch Tilsit. Die interessante Stelle, wo vor 5 Jahren auf dem Niemen die Zusammenkunft der Kaiser war, ist blos durch einige Büschel Schilf, die mitten im Fluß unweit der Schiffbrücke hervorragten, bemerkbar. Man hatte uns beym Abmarsch von Danzig gesagt, von der Weichsel an wäre nichts mehr als Elend anzutreffen, aber das Land ist schön und in blühendem Zustande. Den Abend, ehe wir von Danzig abmarschirten, hörte ich, daß Plücher dort sey. Ich hätte ihn gar zu gerne gesehen, aber dazu mangelte die Zeit. In Leukomischen lag ich mit der Compagnie beim Grafen Trend, dem Sohn des berühmten Trend, der 10 Jahre in Ketten in Magdeburg schmachtete. Er zeigte mir den

Becher, dessen sich sein Vater im Kerker bedient hatte, und auf den er im Dunkel unglücklich seine Zeichnungen graviert hatte. Bei nahe den ganzen August brachte das Armée Corps in den Cantonnements um Tilsit zu. Die Cavallerie und die 26. Division standen auf dem rechten Ufer der Memel, die beiden anderen Divisionen auf dem linken Ufer. Das Hauptquartier blieb in Tilsit. Von der badischen Brigade war ein Bataillon zur Besatzung nach Pillau detachiert. Diese Zeit der Ruhe war von bestem Erfolg für die Truppen, da sich bey guter regelmäßiger Verpflegung sowohl Mannschaft wie Pferde wieder erholten, und von den früher zurückgelassenen Kranken ziemlich viele wieder bey ihrem Corps einrückten."

Gegen Ende des Monats traf man alle Vorbereitungen zum weiteren Vormarsch. Das Armée Corps erhielt den Befehl, Lebensmittel und Bourage auf 20 Tage mitzunehmen, wozu der Marschall die Fuhrwerke der Landleute, bey denen die Truppen cantonnierten, requirieren ließ. Jedes Bataillon mußte 4 Wagen zu diesem ungeheueren Transport stellen. Bald aber zeigte sich, daß man bey den elenden Pferden und Fuhrwerken jener Gegend der Armée keinen wesentlichen Nutzen verschaffte, aber im Augenblick der Ernte dem Lande eine Menge von Fuhrwerken entzog und den Keim zu manchen Mißbräuchen bei den Truppen legte. Am 30. August setzte sich das Corps in Bewegung und marschirte in 5 Tagen nach Kownow. Die Märsche waren zu 8 bis 12 Stunden und bey den guten Wegen nicht zu groß. Uebel war nur, daß man die Sprache nicht verstand, man mußte immer erst einen Jüden suchen, die können alle deutsch. Die Pohlen dagegen wollen alle erst kein deutsch verstehen, da ist denn eine derbe Ohrfeige der beste Dolmetsch. Dann verstehen sie es plötzlich. Die Witterung war erträglich und Lebensmittel im Ueberflus vorhanden. Wir bivouaquierten meistens, was auch bey dem milden Wetter nicht unangenehm war."

## Fris Knölller / Der Brandstifter

Gegen Mitternacht brannte es beim Paunbauern. Der Hof, wohl 300 Jahre alt, glich einem Höhenfeuer. Es galt nur noch, das Zuhaus zu retten, einen kleinen Hof, 40 Schritte daneben, über den sich die Flamme wie eine Pappel wölbte.

Natürlich frug man sogleich nach dem Täter. Die Magd wußte nur soviel: Sie war in der Kammer gelegen, und da sie wach wurde, knisterte es nebenan in der Scheune. Dafür konnte der Knecht Tobias berichten: Gegen 11, als er vom Wirtschaftshaus kam — es war die Nacht vor dem Sonntag —, begegnete ihm einer. Ein Holzfäller, Hundsbichler genannt. Zwar bog der Weg zur Hundsbichlerhütte beim Paunbauern ab, und niemand konnte dem Holzfäller den Weg verargen, aber man wußte, daß es den Tag zuvor zwischen dem Bauer und Holzhauer zu etwas gekommen war. Und jetzt, wo von dem großen Gehöft nur noch die feuerbejudelten Grundmauern standen und der Schornstein, der, wie ein Bauer, Ranzeln und Schrunnen wies, raunte man allgemein: „Der Hundsbichler, ja, der Hundsbichler.“ Und man vergaß, daß sich der alte Tobias an Samstagen betrank und mit brennender Pfeife über die Tenne lief. — Ja, man bedauerte ihn; denn alles, Geld, Sonntagsstaat, Pfeife hatte das Feuer gefressen.

Hundsbichler leistete auch gar keinen Widerstand, als die Gendarmen kamen; streckte einfach die Hände hin und sagte: „da“. Der Untersuchungsrichter ließ ihm die Handschellen abnehmen und Bier und Zigarren auffahren. Dann setzte er sich mit dem Holzhauer an einen Tisch und begann ein sehr höfliches Gespräch: „Also der Paunbauer hat dich am Freitag hart angelassen?“

„Freilich,“ sagte der Hundsbichler. „Zu Unrecht hat er dich angelassen. Die Herren da —“ der Untersuchungsrichter schwenkte seine weiße, gepflegte Hand nach den Gendarmen, „haben es mir bezeugt.“

„Freilich,“ meinte der junge Holzfäller strahlend. „Und du hast ihm ohne einen Pfennig Lohn aufgesagt. Stimmt das?“

„Natürlich. Und wenn einer noch so hoch auf seinem Geldsack sitzt, angewiesen bin ich darauf nicht.“

„Schön,“ sagte der feine Herr, und knippte sich ein Stäubchen vom Rock. „Man kann's einem solchen Ventelschneider auch anders geben, nicht?“

„Ja, warum nicht?“ grinst der Holzfäller. „Und jetzt ist auch sein Hof abgebrannt,“ meint der Herr weiter und nimmt einen tiefen Schluck. „Jetzt ist er nicht mehr viel reicher als du.“

„Das will ich meinen. Reich ist man nur solange, als man reich ist.“

„Stimmt,“ erwidert der feine Herr und lächelt Hundsbichler an. „Das war ein Meisterstück, wie rasch du dem Paunbauern die Antwort gegeben hast.“

„Freilich,“ gibt der Holzhauer unsicher zurück, und ohne es recht zu wollen, prahlt er plötzlich drauf los: „Ja, lang bin ich dem Paunbauer die Antwort nicht schuldig geblieben, lang nicht, bei Gott.“

„Saubere hast ihm das Dach überm Kopf angezündet, sauber. Kaum, daß er mit dem nackten Leben davongekommen ist, nicht?“ Die Augen des Herrn funkeln wie die Büchsenadel auf seinem rothseidenen Hemd.

„Ja — Herr — Professor —“ Hundsbichler findet keinen anderen Titel, „vielleicht lassen wir jetzt das Versteckspiel —“

„Aber ja!“ gilft der Herr.

„— und — reden wir ganz frei weg.“ Hundsbichler wird es sonderbar zumute.

„Gewiß, Herr Hundsbichler.“ Der Untersuchungsrichter spricht, als ob er ein Messer ins Holz stoße. „Vor Zeugen haben Sie bereits ein umfassendes Geständnis abgelegt.“ Zu den Gendarmen: „Den Mann abführen.“

„Herr Professor — Herr Professor —“ stottert der Holzhauer, „wir haben doch miteinander einen Spaß gehabt —“

„Freilich, Mordspass,“ äst der feine Herr nach. Da brüllt der Hundsbichler entsezt: „Das wissen Sie doch ebenso gut wie ich, wer der Schuldige ist!“

„Natürlich, Mann. Abführen!“

Jahre sind vergangen. In der Stadt öffnet sich ein Pfortchen am Buchthaus, ein Mann nimmt den Weg auf die Heimat zu. Der Spaß mit dem feinen Herrn war ihm teuer zu stehen gekommen. Wohl hatte er gedacht: Nach allem, was vorgefallen, müsse ein Verdacht an ihm kleben. Doch das Gefühl der Unschuld hatte ihn zu diesem Spaß verleitet. O, man war zufrieden, den Täter in der Falle zu haben, wollte von einem Widerruf nichts wissen, und der alte Tobias hatte seine Hand erhoben und seine Unschuld mit einem Schwur beteuert.

An dieser Knecht, der die Hand zum Himmel erhob, obwohl er mit brennender Pfeife über die Tenne schwankte, an diesen Knecht hatte Hundsbichler die Jahre über denken müssen.

Tobias war gerade dabei, auf seiner neuen, hübschen Kammer Brotzeit zu machen, als Hundsbichler in seine Stube trat: „Kennst mich, Tobias?“

Und ob er ihn kannte. Doch er kniff nach Art der Halbblinden die Augen zusammen und log: „Wer soll's denn sein?“

„Wer's sein soll?“ sagt der andere, seinen Arm wie eine Art vorstreckend.

Tobias humpelt sogleich hinter den Tisch: „Was ist das ein Gehaben vor einem alten Mann? Was ist das —?“

„Das sollst du jetzt erfahren!“ Hundsbichler haut auf den Tisch. Tobias duckt sich, und es fehlt nicht viel, daß er auf dem Rücken liegt. Der Holzfäller holt aus — da, plötzlich, schaut er sich um und fragt: „Wo ist deine Pfeife, Tobias?“

„Die Pfeife?“ sagt Tobias ängstlich. „Die ist doch verbrannt.“

„Deine neue Pfeife.“

„Ich habe keine neue Pfeife,“ seufzt der Knecht.

„Warum nicht, warum nicht?“ schreit der Holzhauer.

„Warum —? Ich weiß nicht,“ nuschelt der Alte. Und dann: „Mein Blut kommt über dich, mein Blut —“ seine Hände scharren kraftlos am Boden.

Da lacht der Hundsbichler auf einmal. Und wie er lacht. An wen will er da seine Kraft verschwenden? An wen?

Und er geht zur Tür, über den Hof und die Wiesen zum Wald hinauf, nach der andern Seite des Bergeß, wo er auch Arbeit findet. An die Stämme, die starken, an denen kann er seine Kraft verschwenden.